



THEODOR MICHAEL

DEUTSCH
SEIN
UND SCHWARZ
DAZU

Erinnerungen eines
Afro-Deutschen

dtv

dtv

»Michael schildert unverblümt, wie grausam, aber auch wie liebevoll und gutmütig Menschen sein können.«

Münchener Merkur

»... eine schillernde und bewegende Biografie ...«

Main-Echo

Theodor Michael kommt 1925 in Berlin als viertes und jüngstes Kind des Kolonialmigranten Theophilus Wonja Michael aus Kamerun und seiner deutschen Frau Martha zur Welt. Ein Jahr nach seiner Geburt stirbt die Mutter. Die Halbweisen wachsen, teils unter erbärmlichen Umständen, bei Pflegeeltern auf. Als 1934 auch der Vater stirbt, werden die Geschwister getrennt. Michael darf nach der Volksschule aufgrund seiner Hautfarbe keine weitere Ausbildung machen und schlägt sich als Page, Portier und Komparse durch, bis er 1943 in einem Arbeitslager interniert wird, wo er auch die Befreiung erlebt.

Nach dem Krieg gründete er eine Familie mit einer jungen Schlesierin, war als Dolmetscher und Schauspieler tätig, studierte auf dem zweiten Bildungsweg Volkswirtschaft und entwickelte sich zu einem anerkannten Afrika-Spezialisten. Als solcher wurde er schließlich vom BND angeworben. Nach seiner Pensionierung trat er wieder als Schauspieler auf und engagierte sich in der afro-deutschen Community.

Er lebt heute mit seiner zweiten Frau in Köln.

THEODOR MICHAEL

DEUTSCH
SEIN
UND SCHWARZ
DAZU

Erinnerungen
eines Afro-Deutschen

Mit einem Nachwort
von Manfred Kock

Mit Bildteil

Deutscher Taschenbuch Verlag

Meinen und unseren Enkeln gewidmet

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe 2015
Deutscher Taschenbuch Verlag
© 2013 (4. Aufl. 2014) Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Martha und Theophilus Michael,
die Eltern des Autors (ca. 1915, Privatarchiv)

Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN 978-3-423-34857-7

Inhalt

Weißer Mutter, schwarzer Vater – 9
Die Wurzeln in Kamerun – 12
Die Geschichte meines Vaters – 15
Völkerschau – 18
Schule – 22
Der Reichstag brennt – 25
Zirkuskind – 30
Der Tod meines Vaters – 34
Berlin-Karlshorst – 36
Nicht erwünscht – 40
Als »Äthiopier« in Schweden – 43
Auf Knien dankbar – 46
Der Herr ist mein Hirte – 49
Die Gesetze von Nürnberg – 52
Kriegsbeginn – 54
Hotel Excelsior – 57
München – 61
Hotel Alhambra – 65
Cinecittà – 67
Münchhausen – 70
Die Gedanken sind frei – 73
Zwangsarbeiter – 75
Ein anderes Quartier – 78
Fliegeralarm – 80
Angst, nur Angst – 82
Arier – 85
Ein Wunder – 88
Befreit! Befreit? – 89
Die Russen – 90

Doswidanja – 94
Sieger und Nicht-Sieger – 98
Widersprüchliche Gefühle – 99
Lehrstunde in Sachen Demokratie – 101
Displaced Person – 106
Eine folgenreiche Begegnung – 110
Ein Ausflug – 113
Eine neue Familie – 115
Butzbach – 119
Kleinere und größere Katastrophen – 121
Eine Stellung bei der US Army – 124
Begegnung mit »Landsleuten« – 126
Showbusiness – 127
Wiedersehen mit den Geschwistern – 127
Keine Arbeit – 132
Theater – 134
Rundfunk – 138
Fernsehen – 140
Zeit der Not – 143
Im Sanatorium – 144
Vergiftetes Klima – 148
Endlich eine Chance – 150
Die Entkolonialisierung Afrikas – 154
Studium in Paris – 156
Neuanfang – 160
Das »Afrika-Bulletin« – 164
Terra incognita – 166
Afrikanische Beziehungen – 167
In der Heimat meines Vaters – 170
Beamter beim BND – 174
Eine neue afro-deutsche Community – 178
Erfahrungen – 180
Hell und Dunkel – 181
Homestory Deutschland – 182
Eine Reise in die (Noch-)DDR – 183
Zurück zum Theater – 186

Verlust und Neuanfang – 188

Letzte Rollen – 191

Wenn ich über mein Leben nachdenke – 193

Danksagung – 195

Nachwort von Manfred Kock – 197

Der eine: »Ja, genau so ist es gewesen.«

Der andere: »Aber genau so war es nicht.«

Weißer Mutter, schwarzer Vater

Als ich in Berlin zur Welt kam, war das Jahr 1925 gerade 15 Tage alt. 14 Tage vorher hatte der apostolische Nuntius Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII. dem Reichspräsidenten Friedrich Ebert die Glückwünsche des diplomatischen Korps überbracht. Niemand rechnete damit, dass Friedrich Ebert keine zwei Monate später sterben würde. Nach seinem Tod wurde der greise Feldmarschall Paul von Hindenburg, die lebende Legende seit dem Sieg über die russische Armee bei Tannenberg, Reichspräsident. Von all dem wusste ich natürlich nichts und hatte, wie mir später erzählt wurde, überhaupt große Mühe, auf die Welt zu kommen und am Leben zu bleiben. Meine Mutter war bei meiner Geburt bereits schwer krank und starb ein Jahr später.

Sie stammte aus dem kleinen Dorf Jersitz nahe der Provinzhauptstadt Posen, aus einer Familie von braven preußischen Handwerkern und Kleinbauern. Es muss schon eine kleine Revolution gewesen sein, dass sie um 1910, 25-jährig, nach Berlin, der Hauptstadt des Reiches, aufbrach. Und dort traf sie schließlich ausgerechnet meinen Vater, der aus einem ganz anderen Teil der Welt stammte. Mehr weiß ich darüber nicht. Als Kind hatte es mich nicht weiter interessiert. Später hätte ich gerne mehr erfahren, aber da waren beide Eltern schon tot. Meine Verwandten mütterlicherseits halfen mir auch nicht weiter. Sie verstummten jedes Mal, wenn die Rede auf meinen Vater kam. Er war, so lange ich denken kann, ein Tabuthema in der Familie meiner Mutter.

Aus den Erzählungen meiner älteren Geschwister und der Verwandten weiß ich jedoch, dass meine Mutter eine schöne und intelligente Frau gewesen war. Sie konnte sogar Klavier spielen. Wo immer ein Klavier stand, setzte sie sich hin und spielte ohne Noten. Wie es überhaupt dazu gekommen war, blieb mir ein Rätsel. Ihre

Familie in Jersitz konnte sich mit Sicherheit kein Klavier leisten, geschweige denn Klavierunterricht.

Über den Grund dafür, warum sie das Dorf in der Provinz verlassen hat, kann ich nur Vermutungen anstellen. Als sie 1915 meinen Vater heiratete, brachte sie einen Sohn, Herbert, mit in die Ehe. Ein uneheliches Kind in dieser Zeit – das muss sehr schwierig für eine junge Frau gewesen sein. Vielleicht dachte sie, dass es einfacher ist, mit dem Kind in der Großstadt zu leben. Herbert wuchs aber nicht in der neuen Familie auf. Meine Mutter hatte zwei jüngere Schwestern, meine Tanten Else und Friedel. Beide hatten ihre Verlobten im Ersten Weltkrieg verloren und blieben ledig. Sie nahmen Herbert zu sich und zogen ihn groß. Nach der Heirat meiner Eltern kamen in kurzen Abständen drei weitere Kinder zur Welt, meine älteren Geschwister Christiane, James und Juliana.

Meine eigenen Erinnerungen beginnen mit der zweiten Frau meines Vaters, die, wie meine leibliche Mutter, mit Vornamen Martha hieß. Die Ehe dauerte nicht lange. Nach etwa einem Jahr ließ sie sich scheiden. Da war ich noch keine vier Jahre alt. Sie fühlte sich der Belastung einer Ehe mit einem Afrikaner nicht gewachsen. Beide Ehefrauen meines Vaters hatten ja nichts gewusst über das traditionelle afrikanische Sozialverhalten, das mein Vater und seine Landsleute aus Kamerun mitbrachten. Es kollidierte mit dem Leben im Europa der Zwanziger- und Dreißigerjahre des vergangenen Jahrhunderts. Mein Vater war kaum zu Hause, und meine Stiefmutter hatte es mit vier unbezähmbaren fremden Kindern zu tun. Dennoch hätte sie mich, das Nesthäkchen, nach der Trennung gerne zu sich genommen, ohne den Rest der Familie. Aber das ließ mein Vater nicht zu.

Alle weiteren Versuche meines Vaters, eine Frau für sich und eine Mutter für seine Kinder zu finden, scheiterten. Die Frauen waren durchaus an meinem Vater interessiert, denn er war ein gut aussehender, stattlicher und höflicher Mann, er hatte Charme. Aber vier Kinder zwischen vier und dreizehn, das war ihnen doch zu viel. Zumal mein Vater kein stetiges Einkommen vorweisen konnte, keinen soliden materiellen Hintergrund für seine große Familie.

Nach der Scheidung meines Vaters von Martha Schlosser, so der Mädchenname meiner Stiefmutter, fiel es meiner ältesten Schwester Christiane zwangsweise zu, die Mutterrolle in der Familie zu übernehmen. Sie war es, die die Jüngeren versorgte, einkaufen ging, Essen kochte, die Wohnung in Schuss hielt und mit den Geschwistern Schularbeiten machte. Vater liebte uns sehr, aber er war bei aller Liebe und allem guten Willen nicht in der Lage, seinen Vaterpflichten nachzukommen. Er begann an sich selbst zu verzweifeln. Irgendwann fing er an zu trinken und war dann erst recht überfordert. Auch Christiane war zweifellos überfordert, denn sie war ja mit ihren knapp 13 Jahren selbst noch ein Kind und ging noch zur Schule. Aber sie wuchs in dieser Zeit mit der Verantwortung für die Familie über sich selbst hinaus.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört das Einnehmen von Lebertran, zur Bekämpfung der Rachitis, der »Englischen Krankheit«, wie man damals sagte. Das war täglich eine Prozedur bei drei lautstark protestierenden Kindern, denen ein weiteres Kind mit der Flasche und einem Löffel in der Hand den widerlichen Inhalt einflößen musste. Ich als Jüngster nahm eine Sonderrolle ein. Ich quengelte viel, heulte bei jeder Gelegenheit und verpetzte die Großen bei meinem Vater. Was bei ihm wiederum dazu führte, dass er mich bevorzugt behandelte. Meine Geschwister haben das als ziemlich abscheulich empfunden. Ich war – und bin das bis heute geblieben – ein langsamer Esser. Die leckersten Stücke bewahrte ich mir gerne bis zum Schluss auf. Meine Geschwister waren viel schneller und griffen dann auf meinen Teller, um sie mir zu klauen. Ich war bei ihnen wirklich nicht sehr beliebt. Wahrscheinlich machten sie mich auch unbewusst für den frühen Tod unserer Mutter verantwortlich.

Mein Vater war eine große markante Erscheinung mit edlen afrikanischen Gesichtszügen. Er war stolz, herrisch und jähzornig. Er war aber auch gutmütig und bereit, das Letzte zu geben, wenn jemand ihn um Hilfe bat. Das war ein Wesenszug, der seine beiden Ehen erheblich belastete. Fast immer, wenn er nach Hause kam, hatte er im Schlepptau einen oder mehrere »Landsleute«. Sie tauch-

ten auch sonst ganz plötzlich auf und wurden selbstverständlich bewirtet. Während der Zeit der Weimarer Republik bestand die afrikanische Diaspora in Berlin hauptsächlich aus Menschen, die aus den deutschen Kolonien stammten, und ihren Familien. Für uns waren alle Afrikaner und alle, die – modern gesagt – »schwarz« waren, »Landsleute«, ganz gleich, wo sie herkamen oder welche Nationalität sie hatten. Sie wurden von uns Kindern mit »Onkel« und »Tante« angeredet. Einbezogen waren auch alle Abkömmlinge der »Landsleute«, die späteren »Afro-Deutschen«.

Meine Mutter und später meine Stiefmutter konnten bei solchen Anlässen zusehen, wie sie die zusätzlichen Mäuler stopften. Auch wir Kinder waren nicht gerade erfreut über das Auftauchen von »Landsleuten«. Denn nach guter alter afrikanischer Tradition bekamen immer die Gäste die feinsten Sachen, und wir mussten zurückstecken.

Die Wurzeln in Kamerun

Mein Vater Theophilus Wonja Michael wurde, so steht es im Familienstammbuch, am 14. Oktober 1879, fünf Jahre vor Beginn der deutschen Kolonialherrschaft, in Victoria, im Bimbialand an der Atlantikküste Kameruns, geboren. Heute heißt dieser Landstrich Malimbe. Seine weit verzweigte Familie hieß ursprünglich M'Bele, nach anderer Schreibweise und auch phonetisch »M'Bella«. Der in der deutschen Kolonialgeschichte bekannte William Bell, der den Vertrag über den Anschluss des Duala-Landes an Deutschland ausgehandelt hat, kommt auch aus dieser Familie. Bell entspricht M'bele. Das konnten die Europäer nur schwer aussprechen und ließen deshalb das »M« weg. Der Großvater meines Vater wurde am Michaelitag getauft und seitdem ist Michael unser Familienname.

Einer der Vorfahren meines Vaters war Bona N'golo Mbimbi a M'Bele. Er war der Namensgeber des späteren Bimbibia. Mag sein,

dass sich auch der abwertende Begriff »Bimbo« für Schwarze davon herleitet. Dieser Mann war einer der berühmtesten afrikanischen Fürsten gewesen, die in der Zeit des Sklavenhandels reich und mächtig wurden. Die in den europäischen Quellen üblichen Bezeichnungen »Häuptling« oder »Chief« sind eher irreführend. Es waren Männer, die die Elite ihrer Völker bildeten, in einer Sozialstruktur, die an diesem Teil der Küste weitgehend feudalistisch war. Als die Baptisten aus der Karibik um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Lande Bimbia Fuß fassten und die Missionsstation Victoria gründeten, war die frühere Macht dieser Fürsten allerdings größtenteils dahingeschwunden. Die ersten Europäer, die in das Land kamen, berichteten von endlosen Kämpfen und Auseinandersetzungen unter den führenden Familien, von Intrigen und Kabbalen, die sie untereinander und miteinander führten. Einige dieser Potentaten waren nicht unfroh, als sich die europäischen Mächte, England, Frankreich und Deutschland, plötzlich für diesen Küstenstreifen zu interessieren begannen. Erhofften sie sich doch, die Fremden für die Durchsetzung ihrer eigenen, persönlichen Ziele einsetzen zu können.

Bekanntlich kam es nicht so. Den Wettlauf um Kamerun gewannen die Deutschen, und die hatten ganz andere, eigene Vorstellungen und Ziele als die einheimischen Potentaten. Ab etwa 1875 hatten Kaufleute aus Hamburg und Bremen begonnen, mit den »Chiefs« an der Küste Handel zu treiben. Diese Kaufleute wollten ungehindert ihren Geschäften nachgehen, und zwar auch im Hinterland von Kamerun. Das wiederum wurde ihnen von ihren afrikanischen Geschäftspartnern, die selbst den Handel im Hinterland für sich monopolisiert hatten, verweigert. Damit wollten sich die Hanseaten nicht abfinden und verlangten, dass die Beauftragten der Regierung in Berlin sogenannte »Schutzverträge« zu ihren Gunsten mit den einheimischen Fürsten und Königen abschlossen. Ein solches Ansinnen stand zunächst im Widerspruch zu den Plänen des damaligen Reichskanzlers Otto von Bismarck. Er war eigentlich ganz und gar gegen Kolonien. Denn deren Unterhalt würde den Staat – seiner Meinung nach – nur Geld kosten und nichts einbringen als Ärger, den das Deutsche Kaiserreich, so kurz nach seiner Gründung und

dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71, nicht gebrauchen konnte.

Aber das berühmte »Scramble for Africa« hatte begonnen und die Reichsregierung folgte diesen Forderungen letztlich doch. Man entsandte Gustav Nachtigal, den deutschen Konsul in Tunis, um entsprechende Verträge mit den afrikanischen Fürsten zu schließen. Darin nannte man diese Länder irreführend »Schutzgebiete«, nach damaliger Rechtsauffassung Protektorate, eine Zwitterbezeichnung. Am Ende setzte sich der Begriff »Schutzgebiete« für die deutschen Kolonien durch und hielt sich auch über das Ende der deutschen Kolonialzeit hinaus.

De facto war Kamerun nunmehr eine Kolonie des Deutschen Kaiserreiches. Ich gehe davon aus, dass die afrikanischen Fürsten, die diese Verträge mit ihren Kreuzchen gegenzeichneten, den genauen Wortlaut gar nicht kannten. Zum einen konnten sie selbst zumeist weder lesen noch schreiben. Denn Lernen war nach ihrer Auffassung »Arbeit« und deshalb für »Adelige« nicht standesgemäß. Erst später, als die Missionare Schulen einrichteten, in die vor allem unterprivilegierte Familien ihre Kinder schickten, merkten sie, dass sie einen schwerwiegenden Fehler gemacht hatten. Die Kinder aus »adeligen« Familien fühlten sich plötzlich gegenüber den »nicht adeligen« Kindern benachteiligt, was zu sozialen Konflikten führte, von denen die Kolonialmacht und ihre Vertreter überhaupt nichts merkten. Zum anderen wurde der Wortlaut der schriftlichen Verträge durch die oft mehrfachen mündlichen Übersetzungen bis zur Unkenntlichkeit verändert. Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Fürsten freiwillig ihre Autorität, Selbstständigkeit und ihren Landbesitz mit der eigenen Unterschrift einer fremden Macht preisgegeben hätten.

Das Original dieses Vertrages über den Landstrich Malimbe bzw. Bimbia ist nicht mehr auffindbar. Mein Großvater und mehrere andere Fürsten, die damals das Land regierten, hatten ihn mit einem Kreuz gezeichnet. Darunter standen ihre Namen. Der Journalist und Afrika-Reisende Hugo Zöller war in amtlichem Auftrag am Abschluss dieser Verträge beteiligt und hat 1885 ein Buch darüber veröffentlicht mit dem Titel »Die deutschen Besitzungen

an der westafrikanischen Küste«. Darin wird unter dem Namen »Freeborn« auch mein Großvater erwähnt. Freeborn ist in etwa die englische Übersetzung von »Wonja« bzw. »Wonjange« oder auch »Wonjunge« in der Duala-Sprache. Mehr konnte ich über die Wurzeln meiner Familie auch in Kamerun nicht in Erfahrung bringen.

Einer der wenigen positiven Aspekte der deutschen Kolonialzeit war die Einführung von Schulen. In der Regel wurden sie von den christlichen Missionen getragen, und mein Vater hatte das Glück, eine solche besuchen zu dürfen. Es war das Ziel aller jungen Kameruner, insbesondere aus den aristokratischen Familien, unter allen Umständen nach Europa zu gelangen, um teilzuhaben an Kenntnissen, Fortschritt und Reichtum dieses Kontinents. Mein Vater gehörte zu diesen aufbruchsbereiten jungen Männern, die weg wollten aus der Enge der Stammesgesellschaft, aus der Bevormundung einer Kolonialverwaltung, aus Lebensverhältnissen, die so völlig anders waren als diejenigen, die die Repräsentanten von Kamerun ihren Familien begeistert beschrieben hatten, als sie von der Ersten Kolonialausstellung 1894 in Berlin nach Hause zurückgekehrt waren. Europa bzw. Deutschland erschienen wie das Gelobte Land. Wer es jedoch tatsächlich schaffte, nach Deutschland zu kommen, sah sich mit Umständen und Erfahrungen konfrontiert, die nichts mit paradiesischen Zuständen zu tun hatten. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Die Geschichte meines Vaters

Über den genauen Zeitpunkt, zu dem mein Vater nach Berlin kam, herrscht Unklarheit. Der Familienüberlieferung nach war das schon 1896, aber gesichert ist seine Anwesenheit erst ab 1903. Vorher, so die Familienüberlieferung, sollte er auf einer christlichen Missionschule in England zum Priester ausgebildet werden. Er aber flüchtete von dort und ging nach Deutschland. Das war ihm möglich,

weil er als Einwohner der deutschen »Schutzgebiete« einen entsprechenden Ausweis hatte. Verbürgt ist weiter, dass er am U-Bahn-Bau in Berlin arbeitete. Es war eine der wenigen Möglichkeiten, als »Ungelernter« gutes Geld zu verdienen. Eine »aristokratische« Beschäftigung war es definitiv nicht. Die amtlichen Eintragungen von damals geben als Beruf »Arbeiter« an.

Anfang der Zwanzigerjahre war er als Komparse beim damaligen Stummfilm tätig. Meine älteren Geschwister und später auch ich wurden oft von ihm ins Studio mitgenommen und ebenfalls engagiert. In einer frühen Stummfilmversion von Shakespeares ›Ein Sommernachtstraum‹ spielte meine ältere Schwester Christiane den Puck, James und Juliana waren zwei Elfen. Das war noch vor meiner Geburt. Die Lehrer waren über diese Engagements nicht begeistert, denn wenn die Kinder »beim Film« arbeiteten, konnten sie natürlich nicht die Schule besuchen.

Wir fanden das Leben mit unserem Vater immer spannend. Er versuchte ständig, die Einkünfte für sich und die Seinen zu verbessern. Auch wenn er die Gagen mit den Filmgewaltigen aushandelte. Dazu nahm er gerne seine Kinder mit. Die benahmen sich dann »afrikanisch«, d. h. sie waren ziemlich laut. Das verkürzte die Verhandlungen zu seinen Gunsten, denn es erzeugte bei den Verantwortlichen den dringenden Wunsch, diese Bande schnell wieder loszuwerden. Ähnlich taktisch ging mein Vater bei größeren Einkäufen vor. Gerne betrat er die Läden am Montagmorgen als Erster, weil er wusste, die Händler würden ihn nicht aus dem Laden lassen, bevor er etwas gekauft hatte. Das war eine gute Gelegenheit für ihn, kräftig zu feilschen. Diese Einzelhändler waren oft Juden. Aber mit dem damals bereits grassierenden Antisemitismus hatte sein Verhalten nichts zu tun. Ich bin mir sicher, er wusste gar nicht, was das bedeutete. Er hatte einfach Freude am Handeln.

Solche Geschichten waren typisch für ihn. Eine andere hat mir viel später einer seiner Freunde erzählt. Es gab da eine Zeit, wohl vor dem Ersten Weltkrieg, in der mein Vater über größere Geldmittel verfügte. Woher er die hatte, weiß ich nicht genau. Vielleicht hatte ihm die Familie aus Kamerun Waren geschickt, im wahrsten Sinn des Wortes Kolonialwaren, die er in Deutschland verkaufte. Er

war also »flüssig«. Man riet ihm dringend, das Geld doch bei einer Bank anzulegen. Er folgte diesem Rat, ging zur Bank und legte das Geld auf den Tisch. Der Bankbeamte stellte ein Sparbuch aus, strich das Geld ein und verschwand damit. Mein Vater stand nun da, ohne Geld, aber mit einem kleinen Heft in der Hand, dessen Bedeutung er nicht wirklich verstand. Ihn beschäftigte die Frage, was dieser Bankmensch mit seinen Geldscheinen gemacht hatte. Also ging er am nächsten Tag wieder in die Bank und verlangte das Geld zu sehen, das er gestern eingezahlt hatte.

Der Bankbeamte verlangte nun seinerseits das Sparbuch, das mein Vater aber nicht bei sich hatte. Er wolle das Geld doch nur sehen und wissen, was die Bank mit seinem Geld gemacht habe. Ob es überhaupt noch vorhanden war, wohin es eigentlich verschwunden sei. Die beiden konnten sich nicht verständigen. Der Bankbeamte sah keinen Anlass dafür, mit einem Menschen zu verhandeln, der »sein Geld sehen« wollte und sich noch dazu überhaupt nicht als Kunde der Bank ausweisen konnte.

Er überredete schließlich meinen Vater, nach Hause zu gehen, das Sparbuch zu holen und damit wiederzukommen. Gesagt, getan. Mein Vater kam erneut in die Bank, legte das Sparbuch vor und verlangte nun endlich »sein Geld sehen« zu dürfen. Also stellte der Bankmensch eine Quittung aus, schrieb irgendetwas in das Sparbuch und schickte ihn an die Kasse. Dort legte der Kassierer ihm den Betrag vor, mein Vater zählte nach, alles stimmte. Dann schob er das gesamte Geld zurück, sagte »Danke« und verlangte sein Sparbuch zurück. Das wurde ihm verweigert. Das Geld war wieder ausgebucht, das Sparbuch war eingezogen. Er konnte »sein Geld« wieder mitnehmen. Das wollte er aber gar nicht. Es kam zu einer längeren, lautstarken Diskussion, in die sich auch andere Kunden und Bankangestellte einmischten. Die Bank konnte gut auf Kunden verzichten, die den normalen Betrieb aufhielten, weil sie nur »ihr Geld sehen« wollten. Die schönen braunen und blauen Scheine landeten wieder dort, wo sie auch vorher schon gelegen hatten: in einer alten Zigarrenkiste.

Die Zeit verging. Die Inflation kam. Die alten Geldscheine wurden wertlos. Meine Geschwister entdeckten die Zigarrenkiste und

benutzten die schönen blauen und braunen Scheine als Spielgeld für den Kinderkaufladen. Das wiederum machte meinen Vater fuchsteufelswild, denn er konnte – oder wollte – nicht begreifen, dass diese Scheine keinen Wert mehr hatten. Er war der Meinung, dass sie irgendwann wieder ihren alten Wert zurückbekommen würden. Schließlich stand ausdrücklich darauf, dass sie jederzeit in Gold eingetauscht werden konnten, besiegelt, was noch wichtiger war, durch die Unterschrift des Kaisers. Dass es den Kaiser nicht mehr gab, wusste mein Vater wohl, aber seiner Meinung nach war das nur ein vorübergehender Zustand. Dass es sich nicht um die Unterschrift des Kaisers handelte, wusste er nicht. Und dabei blieb es. Die Geldscheine landeten wieder in der Zigarrenkiste, und beim Kaufmannsladen-Spiel wurde – wie vorher auch – »angeschrieben«.

Völkerschau

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg musste ein Drittel des ehemaligen Reichsgebiets an Nachbarländer abgetreten werden, und auch die Kolonien waren für Deutschland verloren. Das kümmerte aber die im Reich hängen gebliebenen »Schutzangehörigen« aus diesen verlorenen Kolonien wenig. Nicht nur mein Vater, auch andere Kameruner hatten mit deutschen Frauen Familien gegründet. Soweit sie nicht Staatsangehörige eines der 25 Bundesländer der neuen Republik waren, bekamen sie nun den Status »ehemalige Schutzangehörige«. Rechtlich änderte sich damit für sie vorerst nichts. Man rechnete immer noch mit der Rückgabe der Kolonien. Es gab sowohl im Reichstag als auch in der Öffentlichkeit eine große Lobby dafür. Die ehemaligen Kolonialangehörigen hatten nach wie vor die Reisepässe des Deutschen Reiches und konnten sich im Inland wie vor dem Krieg bewegen. Sie konnten auch ins Ausland reisen, nur eines konnten sie nicht: wählen. Das war vor dem Krieg,

zu Kaisers Zeiten, nicht anders gewesen. Die Kolonien hatten nicht den Status eines Bundeslandes und somit kein Wahlrecht.

Ansonsten änderte sich doch einiges. Nationalistische Parteien und Medien, rechte Gruppierungen machten Propaganda gegen die Stationierung afrikanischer Truppen (zumeist Nordafrikaner) im französisch besetzten Rheinland. Es entstand eine allgemeine afrikanerfeindliche Stimmung, die auch die »deutschen« Afrikaner und ihre Familien zu spüren bekamen. Natürlich richtete sich diese Propaganda vor allem gegen Frankreich, den »Erzfeind«, aber man schlug den Sack und meinte den Esel. Afrikaner verloren, soweit sie überhaupt eine regelmäßige Beschäftigung gehabt hatten, ihre Arbeit (»Der nimmt einem von uns die Arbeit weg.«). Unter diesen Umständen gestaltete sich die Arbeitssuche als schwierig. Auch angesichts von Millionen »deutscher« Arbeitsloser. Sie waren überhaupt nicht mehr gut gelitten, die Afrikaner, die doch bisher als afrikanische Landsleute bezeichnet wurden. »Sollen sie dahin gehen, wo sie hergekommen sind!«, war die allgemeine Auffassung im Land.

Mein Vater scherte sich wenig um derartiges Gerede. Er musste schließlich vier Kinder ernähren. Und so kam er mit seinem Anhang in der Völkerschau des Zirkus Holzmüller unter, der mit einer bunten Schar exotisch aussehender Musiker, Tänzer und Artisten durch Deutschland tingelte. Jeder Vier-Masten-Zirkus, der etwas auf sich hielt, schaffte sich damals eine Völkerschau an. Sie sprossen wie Pilze aus dem Boden. Personal dafür gab es genügend. Für die deutschen Afrikaner war dies neben der Komparserie beim Stummfilm eine der wenigen Verdienstmöglichkeiten, da ihnen ja nun sogenannte »bürgerliche« Berufe verschlossen blieben. In diesen Völkerschauen sollten sie das sein, was sich die Menschen in Europa in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts unter »Afrikanern« vorstellten, ungebildete, mit Baströckchen bekleidete, kulturlose »Wilde«.

Schon sehr früh begann ich, diese Völkerschauen und meine Mitwirkung dabei gründlich zu hassen. Wo ich ging und stand, wurde ich begafft, wildfremde Leute fuhren mir mit den Fingern